

i Fijáte!

Nachrichten • Informationen • Berichte zu Guatemala

No. 288

2. Juni 2003

9. Jahrgang

Migration in Guatemala

Dieser thematische ¡Fijáte! ist dem Thema Migration gewidmet. Im einleitenden Artikel erläutert Aldo Mario René Tobar Gramajo die strukturellen Ursachen und Dimensionen der Migration in Guatemala. Aldo lehrt an der Universität San Carlos und beschäftigt sich derzeit mit Promotions-Studien am mexikanischen *Colegio de la Frontera Sur* zum Thema "Ländliche Migration und Verschlechterung der Naturressourcen im Hochland Guatemalas". Kathrin Zeiske erläutert unter dem Titel "Kaffeeernte und Hausarbeit" die Bedeutung der Migration in den Süden Mexikos. Mit den "Auswirkungen der temporären Emigration..." beschäftigt sich Philipp Burtzlaff in seinem Artikel und beschreibt die entsprechende Situation in der *Sierra de Los Cuchumatanes*. Inga Rahmsdorf beschreibt in ihrem Bericht "Transmigration in die USA" die Umstände an der Grenze Guatemala-Mexiko, mit der sich die MigrantInnen konfrontiert sehen. Im Rahmen des Süd-Nord-Projekts „Flucht und Migration an Aussengrenzen von Wirtschaftsblöcken: Ein Vergleich der sozialen, politischen und wirtschaftlichen Situation“ des ASA-Programms ("Arbeit und Studium in Afrika, Asien, Lateinamerika") der InWent GmbH waren Kathrin, Philipp und Inga im Herbst 2002 in der Grenzregion Mexiko-Guatemala, um dort verschiedenste Institutionen und Organisationen im Feld der Migration kennen zu lernen und MigrantInnen in ihren Lebens- und Arbeitszusammenhängen zu interviewen.

Wir möchten uns an dieser Stelle ganz herzlich bei den vier AutorInnen für ihre Beiträge bedanken, die sie extra für diesen ¡Fijáte! verfassten. Wir haben diese tw. geringfügig kürzen müssen, nicht zu vermeidende Wiederholungen werden dem Verständnis dienen.

Strukturelle Ursachen und Dimensionen der Migration in Guatemala

Immer öfter und stärker schenkt die guatemalteckische Öffentlichkeit ihre Aufmerksamkeit dem Phänomen der internationalen Migration. Dies geschieht nicht nur aufgrund der Berichte über Tote und Überfälle, zu deren Opfern die lateinamerikanischen MigrantInnen in ihrem Bestreben werden, in die Vereinigten Staaten zu gelangen. Seit dem 11. September 2001 übernehmen sie nun vielmehr die Rolle des Sündenbocks, dem alles Böse zugeschrieben werden kann, das die „erbene und friedliebende“ nordamerikanische Gesellschaft verwüstet.

Was bewegt Millionen von LateinamerikanerInnen dazu, ihre Länder zu verlassen, um den sogenannten „amerikanischen“ Traum zu suchen? Ist dies eine vorübergehende Mode? Oder vielleicht der Abenteuergeist? Im vorliegenden Artikel wird der Fall Guatemalas vorgestellt, der sich nicht sehr von den übrigen lateinamerikanischen Ländern unterscheidet. Dabei wird aufgezeigt, dass Migration kein Produkt einer spezifischen Konjunktur, sondern ein historisches Phänomen ist, das als solches eine grosse Wirkung auf die guatemalteckische Bevölkerung im Speziellen und auf die lateinamerikanische im Allgemeinen hatte, immer noch hat und weiter haben wird.

Strukturelle Ursachen der Migration in Guatemala

Guatemala ist ein Land mit einer territorialen Ausdehnung von 108,889 km². Seine Bevölkerung beläuft sich auf 10'029'714 EinwohnerInnen (laut Volkszählung 2003: 11'237'196, die Red.). Die Art und Weise, in der sich diese auf das nationale Territorium verteilen – 65 % leben auf dem Land – hat zur Folge, dass Guatemala als ein Land mit vornehmlich ruraler Gesellschaft gilt (IV. Volkszensus, 1993).

Diese starke ländliche Prägung ist das Ergebnis eines historischen bestimmten Prozesses, der in Verbindung mit dem Zugang zu und dem Besitz von Land steht. Hier erweisen sich zwei geschichtliche Momente als grundlegend: die spanische Invasion im Jahr 1523, die die Landverteilung einführte und die Eingliederung Guatemalas in den Weltmarkt als Exportland von Kaffee gegen Ende des 19. Jahrhunderts, welche die Besitzverhältnisse konsolidierte.

Mit der Invasion wurden die für die landwirtschaftliche Produktion tauglichen Ländereien dem Maya-Volk enteignet und im Laufe der Geschichte von den Invasoren und ihren Nachfahren an sich gerissen, während dessen die Indígenas gezwungen waren, in Berg- und Waldregionen unter Armutsbedingungen zu leben.

In Folge dieser historischen Umstände gründete eine Minderheit der Gesellschaft die Klasse der Oligarchie und LandbesitzerInnen, EigentümerInnen von vornehmlich an der Küste gelegenen Latifundien, die sich dem Landwirtschaftsexport widmeten. Parallel dazu bildete sich eine Klasse der Mehrheit, zu der die der Maya-Kultur zugehörigen BäuerInnen von Minifundien sowie das Proletariat und Halbproletariat zählten, die hauptsächlich im westlichen Hochland auf Ländereien lebten, die für die landwirtschaftliche Produktion nicht geeignet waren.¹

Mittels der Einführung verschiedener Zwangssysteme (Sklaverei, Frongesetze, Landraub, dem Fehlen einer Politik der ländlichen Entwicklung u.a.), wurden anfangs die indigenen BäuerInnen und schliesslich auch die ladinischen dazu gezwungen, zeitweilig auf den Latifundien zu arbeiten. Dafür mussten sie ihre Ursprungsgemeinden für zwischen zwei bis sieben Monate im Jahr verlassen.

Von den erwähnten Zwangsmechanismen bestehen bis in die Gegenwart jene fort, die in Verbindung mit dem Fehlen einer Entwicklungspolitik für die Gemeinden im guatemalteckischen Hochland stehen. Dies spiegelt sich deutlich darin wider, dass 83,7% der ländlichen Bevölkerung in Armut und 51,5% in Extremer Armut leben (AVANCSO, 1993); die Anzahl der Minifundien nimmt zu – allein zwischen 1964 bis 1979 stieg die Anzahl um 103'581 Fincas – und es gibt eine grosse Zahl von LandarbeiterInnen, die Land weder besitzen noch verwalte, und die keine Anstellung für das ganze Jahr finden

Viele der BäuerInnen auf Minifundien, die im Hochland Guatemalas leben, kombinieren zwei Strategien, um ihr Überleben zu sichern. Die erste stützt sich auf Subsistenzwirtschaft (Anbau v.a. zur Selbstversorgung, die Red.). Die zweite Strategie ist die Migration – auf jedwelche Art und Weise – auf der Suche nach Anstel-

lung, die ein monetäres Einkommen erlaubt.

Da die Bedingungen des Landbesitzes sich nicht verändert haben (obwohl man dies gegen Ende des vergangenen Jahrhunderts während 36 Jahren internen Krieges versuchte), ist die Migration die Reproduktionsstrategie, die in Guatemala jeden Tag mehr angewendet wird. Inzwischen gibt es eine Menge unterschiedlichster Modalitäten dieses Phänomens, wie im Folgenden erläutert wird.

Dimensionen der Migration in Guatemala

1. Es gibt eine Art der internen Migration, die in den ländlichen Gebieten ihren Ursprung hat und folgende Ziele anvisiert:

a. Südküste (temporäre Land-Land-Migration). An dieser nehmen etwa 500'000 Personen im Jahr teil, entweder in familiären Gruppen oder auch einzeln (PNUD 1998).

b. Städtische Zentren, hauptsächlich Departement Guatemala (Land-Stadt-Migration, temporär oder definitiv). Es lohnt sich, zu erwähnen, dass von den 1'813'825 EinwohnerInnen des Departements Guatemala 1'214'442 (67%) ursprünglich aus anderen Landesregionen kommen (IV Volkszensus 1993).

c. Regenwald des Petén (definitive Land-Land-Migration). In dieser Region stammen ca. 46% der Bevölkerung aus anderen Regionen (IV Volkszensus 1993).

2. Es hat sich eine Art der internationalen Migration entwickelt, die, abhängig vom Zielland, in zwei grosse Gruppen klassifiziert werden kann. Die erste gilt dem Südosten Mexicos (Land-Land-Migration, v.a. temporär), an der etwa 300'000 Personen im Jahr teilnehmen (Gesundheitsministerium, Sozialversicherung und Panamerikanisches Gesundheitsbüro, 1998).

Die zweite ist die Migration in die Vereinigten Staaten, die entweder temporären oder auch definitiven Charakter besitzt. Schätzungsweise halten sich 1,2 Mio. GuatemaltekinInnen in jenem Land auf, also etwa ein Zehntel der

nationalen Bevölkerung (Elías, 1997).

Ebenso kam es in den 80er Jahren in Folge des bewaffneten Konflikts, der sich in Guatemala entfesselte, zu Migrationen von BäuerInnen die vor der Armee flohen und Zuflucht in Mexiko suchten. Es wird geschätzt, dass sich in diesen Migrationen 42'000 Personen in „anerkannter“ und 150'000 in „nicht-anerkannter“ Form in Sicherheit brachten.

Es ist anzumerken, dass in Guatemala die Daten über die Migration sowie über deren Charakteristika (Geschlecht, Alter, ethnische Gruppe u.a.) unvollständig und nur ungenügend sind, da es weder von Seiten der Regierung noch von Nicht-Regierungs-Institutionen Erfassungsregister gibt, die diese angemessen verfolgen. Zudem erfolgt ein bedeutender Teil der internationalen Migration sowohl Richtung des Südostens Mexikos als auch in die USA undokumentiert und ist deswegen schwierig zu registrieren.

Angesichts des beschriebenen Panoramas – auch wenn es unglaublich erscheint – gibt es keine politischen Ansätze der guatemaltekinischen Regierung, die eine Agrarreform fördern, die die Armut auf dem Land bekämpft; und genauso wenig existiert eine Politik zum Schutz der MigrantInnen.

Im Gegenteil, es scheint die Absicht zu bestehen, den aktuellen Stand der Dinge beizubehalten. Folgende Gründe lassen sich dafür finden: an erster Stelle, um weiterhin die BäuerInnen dazu zu zwingen, in den ländlichen Gebieten zu bleiben ohne ihre Subsistenz zu erreichen, um die notwendige billige Arbeitskraft für den Anbau der Agrarexporte zu sichern, welche die Haupteinnahmequelle von nationalen Exportdivisen darstellen. An zweiter Stelle steht die Tatsache, dass aktuell die Geldüberweisungen, die die MigrantInnen aus den Vereinigten Staaten schicken, die grössten wirtschaftlichen Einnahmen des Landes darstellen und zudem die Migration den internen Druck der Nachfrage nach Arbeitsplätzen verringert. Da die Regierung keinerlei Massnahmen unternimmt, das Migrationsphänomen zu stoppen, macht sie sich zur Komplizin ange-

sichts der Menschenrechtsverletzungen, denen die MigrantInnen sowohl während ihrer Durchreise durch mexikanisches Terrain als auch bei ihrem Aufenthalt in den USA ausgesetzt sind.

Zusammenfassend kann man sagen, dass heutzutage Guatemala ein „Exportland von Arbeitskraft“ ist und das Migrationsphänomen dazu tendiert, weiter anzuwachsen: wenigstens zwei von zehn GuatemaltekinInnen sind oder waren MigrantInnen, was enorme soziale und psychologische Kosten für die Gesellschaft allgemein mit sich bringt.

¹ Gemäss dem letzten Agrarzensus, der 1979 in Guatemala durchgeführt wurde, repräsentierten die Latifundien 2,5 % der produktiven Einheiten und nahmen 65% der nationalen landwirtschaftlichen Produktionsfläche, mit Ausdehnungen von durchschnittlich 200 ha ein. Die Minifundien stellten dagegen 88% der Produktiveinheiten auf 16% der Produktionsfläche des Landes dar. Auf Feldern von weniger als 7 ha wurden v.a. temporäre Kulturen angebaut.

Bibliographie:

- AVANSCO (Asociación para el Avance de las Ciencias Sociales en Guatemala). 1993. Agricultura y Campesinado en Guatemala, una aproximación. Textos para el debate. Guatemala.
- Elías, S.; Gellert, G.; Pape, E y Reyes, E. 1997. "Evaluación de la Sostenibilidad en Guatemala". FLACSO, Guatemala.
- Gobierno de Guatemala. 1993. IV Censo Nacional de Población. Tipografía Nacional. Guatemala.
- Ministerio de Salud Pública y Asistencia Social, Instituto Guatemalteco de Seguridad Social, Organización Panamericana de la Salud. 1998. Caracterización del fenómeno laboral migratorio en Guatemala. Documento mimeografiado. Guatemala.
- PNUD (Programa de las Naciones Unidas para el Desarrollo). 1998. Guatemala: los contrastes del desarrollo humano edición 1998. Guatemala.

(Aldo Mario René Tobar Gramajo)

Kaffeeernte und Hausarbeit: Guatemaltekinische MigrantInnen im Süden Mexikos

„In Guatemala gibt es nun mal kaum Arbeit“, erzählt Marcela. Sie ist eine 15jährige Guatemaltekin, die gemeinsam mit ihrem Vater und ihrem kleinen Bruder zur Kaffeeernte auf die mexikanische *Finca Hamburgo* gekommen ist. Einen Tagesmarsch haben sie gebraucht, um von San Marcos aus die guatemaltekinisch-mexikanische Grenze zu überqueren und hierher zu kommen. Dabei hat sich Marcela den Fuß verletzt, der stark angeschwollen ist und schmerzt. Auf der *Finca Hamburgo* gibt es keinerlei ärztliche Versorgung: keinen Arzt, keine Krankenschwester und nicht einmal die Möglichkeit, eine Aspirin zu kaufen. Etliche Kinder haben Infektionen, Allergien und Hautentzündungen, denn

auch sie arbeiten von 6 Uhr morgens bis 6 Uhr abends mit ihren Eltern in den Steilhängen, wo der Kaffee angebaut wird, und sind in ständigem Kontakt mit den Chemikalien, die auf die Pflanzen gesprüht werden.

Die guatemaltekinischen ErntehelferInnen sind in dunklen, stickigen Räumen unterhalb der Anhöhe untergebracht, auf der die grosszügig gebaute Villa des Plantagenbesitzers steht. Acht Familien schlafen auf Holzpritschen in einem Raum, der nicht einmal einer Familie genug Platz bieten würde. Mit Plastikvorhängen sind die Betten notdürftig abgehängt, um für die Monate auf der Finca ein bisschen Privatsphäre zuzulassen. Toiletten und Wasserversorgung gibt es nicht für die ca.

300 ArbeiterInnen.

Auf den meisten Fincas erfolgt die Bezahlung nach Leistung. Für eine Kiste Kaffee, ca. 70 Kilo gepflückter Kaffeeekirschen, bekommen die LandarbeiterInnen 40 Pesos (das entspricht 4 Euro) ausgezahlt. Eine Familie schafft es, an einem Arbeitstag ein bis zwei Kisten zu füllen. Von diesem Betrag werden allerdings pro Person und pro Mahlzeit etwa 8 Pesos für eine dünne Bohnensuppe, ein paar Tortillas und eine Tasse Kaffee abgerechnet, die in der Küche der Fincas zweimal täglich ausgeteilt werden. Wenn zwei Leute zusammen am Tag eine Kiste füllen, werden ihnen von den 40 Pesos also noch 32 für die Mahlzeiten abgezogen. Übrig bleiben 8 Pesos, um-

gerechnet 80 • -Cent pro Tag. Allerdings wird den ArbeiterInnen der Lohn erst nach einem Monat ausgezahlt, von diesem gehen dann noch alle angefallenen Ausgaben im Finca-Laden ab, wie z.B. zusätzliches Essen und Seife. Die meisten der Männer und Frauen haben keine Vorstellung davon, was bei dieser Lohn-Kosten-Rechnung am Ende für sie herauskommt. Und so verlassen einige die Finca sogar mit Schulden.

Die temporäre Migration von guatemaltekischen LandarbeiterInnen in die Region des Soconusco, wo die umsatzkräftigsten Kaffeepflanzungen Mexikos zu finden sind, blickt auf eine lange Tradition zurück. Waren es früher hauptsächlich mexikanische Indígenas aus dem Hochland, die auf die Plantagen kamen, so sind heute die Löhne so minimal, dass nur noch die guatemaltekischen MigrantInnen kommen. Die Landwirtschaft der Region basiert somit fast ausschliesslich auf den billigen Arbeitskräften aus dem Nachbarland. Der mexikanische Staat vergibt jährlich inzwischen rund 70'000 temporäre Arbeitsgenehmigungen an guatemaltekische SaisonarbeiterInnen. Mit diesen reisen meistens noch zahlreiche Familienangehörige ein, und auch ohne Papiere überqueren viele ArbeiterInnen zur Erntezeit die Grenze, um auf die Fincas zu gehen.

Die unwürdigen Arbeits- und Lebensbedingungen auf den Fincas haben sich seit Jahrhunderten kaum verändert. Immer noch hängt es von der Willkür der Verwalter und Plantagenbesitzer ab, ob die minimalen Löhne auch tatsächlich ausgezahlt werden. So berichtet das *Menschenrechtzentrum Fray Matías de Cór-*

dova von einem Fall im Herbst 2002, bei dem 49 LandarbeiterInnen vier Monate auf einer Finca gearbeitet hatten und keinen Centavo dafür bekamen.

Solange kein internationaler Druck ausgeübt wird, ist keine Veränderung dieser Situation zu erwarten. Im Gegenteil, das Sinken des Kaffeepreises auf dem Weltmarkt erhöht den Druck auf die Fincabesitzer, die Kosten so gering wie möglich zu halten. Nur wenn die AbnehmerInnen des Kaffees in Deutschland und anderswo die Einhaltung von Mindeststandards einfordern, verbessert sich die Situation der ArbeiterInnen. So richtete die *Finca Irlanda*, die biodynamischen Öko-Kaffee über die Firma *demeter* verkauft, zumindest eine kleine Krankenstation und eine Schule ein. Doch nur der Kauf von in Kooperativen angebautem und fair gehandeltem Kaffee unterstützt wirklich eine von Ausbeutung weitestgehend freie Form des Kaffeeanbaus.

Während auf die Fincas im Soconusco ganze Familien aus Guatemala migrieren, finden guatemaltekische Frauen und Mädchen auch Arbeit in den Haushalten der mexikanischen Städte. Wegen der äusserst niedrigen Löhne (600-800 Pesos im Monat, ca. 60-80 •) ist es nicht nur in der Oberschicht, sondern auch in der breiten Mittelschicht sehr geläufig, eine guatemaltekische Hausangestellte zu haben. Diesen ist nicht nur die Hausarbeit überlassen, sie sind oft auch für die Versorgung und Erziehung der Kinder zuständig. Das bedeutet, dass sie, wenn auch sehr versteckt, eine wichtige Rolle in der Reproduktion der Region spielen.

Die guatemaltekischen Mädchen und Frauen bleiben meistens für einige Jahre in Mexiko und fahren höchstens zu Weihnachten einmal nach Hause. Sie schicken aber beständig Geld an ihre Familien, um diese ökonomisch zu unterstützen. Manche Mädchen kommen schon im Alter von 11 Jahren nach

Mexiko, um als Hausangestellte zu arbeiten, der grösste Teil der Hausangestellten sind minderjährige Mädchen und junge Frauen zwischen 15 und 24 Jahren.

Die meisten Mädchen geben zwar an, dass sie gut und respektvoll behandelt werden. Es gibt aber immer wieder Fälle, in denen die Arbeits- und Menschenrechte der Frauen verletzt werden. Die Patron@s der Haushalte nutzen dann den ungesicherten Aufenthaltsstatus ihrer Angestellten aus, um ihnen bei Unterbezahlung übermässige Arbeit abzuverlangen. Viele Mädchen berichten, dass sie verbal niedergemacht und gedemütigt werden, manche berichten sogar von Schlägen. Diese unmenschliche Behandlung zeigt, dass sie für manche Patron@s eher den Status einer Sklavin, als einer Angestellten haben. In den Haushalten wohnen einige nahezu abgeschlossen von der Aussenwelt, schlafen in Kammern ohne Luftzirkulation und Tageslicht, erhalten keine ausgewogene und ausreichende Ernährung.

Manche Patron@s halten selbst den sehr niedrigen Lohn noch zurück, die Mädchen sehen sich dann gezwungen, weiterzuarbeiten, um das schon erarbeitete Geld nicht zu verlieren. Manchmal behält der/die Haushaltsvorsitzende auch die Papiere oder Wertsachen der Angestellten ein. Wenn das Mädchen auf den Lohn besteht, wird ihr dann oft Diebstahl vorgeworfen, dessen Anzeige die Abschiebung nach sich zieht.

Die meisten Frauen wissen meistens nicht, dass sie juristisch gegen ihre ArbeitgeberInnen vorgehen könnten. Nach mexikanischem Recht können auch undokumentierte ArbeiterInnen ihren Lohn einfordern. Desgleichen verstossen MexikanerInnen nicht gegen Gesetze, wenn sie undokumentierte Personen einstellen.

(Kathrin Zeiske)

Die Auswirkungen der temporären Emigration in die USA auf die Herkunftsorte in der Sierra de Los Cuchumatanes

Im Hochland der Cuchumatanes sind bis zu 90% der Bevölkerung Indígenas. Die Region, in der sie leben, liegt auf einer Höhe von 500 bis 3'600 Meter über Meeressniveau und erstreckt sich über die Departements Huehuetenango und El Quiché. Aufgrund des kalten Klimas, der unfruchtbaren Erde und den mageren Erntegewinnen erfolgte die erste Binnenwanderung bereits Mitte des 20. Jahrhunderts ins Flachland, um dort Mais, Kakao, Chili, Obst und Zucker anzubauen.

Die Möglichkeiten einer wirtschaftlichen Verbesserung für die Bevölkerung in der

Region sind sehr eingeschränkt. 80% widmen sich der Agrarwirtschaft, deren Landbesitz allerdings häufig zu klein ist, um die Produkte auf überregionaler Ebene vermarkten zu können. Daher handelt es sich in der Regel um eine Subsistenzwirtschaft, die, wenn überhaupt, gerade einmal ein karges Überleben ermöglicht. In der landwirtschaftlich geprägten Region der Cuchumatanes kann die Emigration als eine wichtige Strategie zur Diversifizierung der Verteilung von Haushaltsressourcen, v.a. der Ressource Arbeit betrachtet werden.

¡Fijáte!

Herausgegeben von:
Verein ¡Fijáte!

2502 Biel

PC: 30-516068-6

Redaktion:

Barbara Müller
Christiane Trecek

Abos:

¡Fijáte!

c/o Barbara Müller

Ankerstrasse 16

8004 Zürich

Tel. 01/ 241 44 43

E-Mail:

barbara-m@bluewin.ch

Jahresabo: 100.- Fr.

Auslandabo: 120.- Fr.

Förderabo: ab 200.- Fr.

E-Mail-Abo: 85.- Fr.

Erscheinungsweise vierzehntäglich.

Nachdruck mit Quellenangabe erwünscht.

Viele Haushalte haben oder hatten ein oder mehrere Familienmitglieder in „El Norte“, den USA. Dort arbeiten sie einige Jahre als Gärtner, im Bau- und Gastronomiegewerbe, in den *sweatshops* oder auch als Haushaltshilfen, schicken Geld in ihren Herkunftsort über *Western Union* oder *Moneygram*, und ermöglichen mit diesen „remesas“ (Geldrücküberweisungen) den Kauf eines Pick-up, Land, dem Bau eines grösseren Hauses oder den Beginn eines kleinen Gewerbes.

In den ländlichen Gemeinden mit einer hohen Emigrationsrate ist der ökonomische Wandel deutlich zu erkennen: Banken und Kreditinstitute haben sich in den Hauptstrassen etabliert sowie Hotels und kleine Geschäfte mit Telefonkabinen, die besonders günstige Tarife in die USA anbieten. Restaurants und Geschäfte tragen Namen wie „California“, „Lucky“ oder „Golden Plaza“. Auf vielen Autos sind Aufkleber mit der amerikanischen Nationalfahne oder auf der Windschutzscheibe Logos wie „Regalo de Dios“ („Geschenk Gottes“) oder „Mi destino es viajar“ („Mein Schicksal ist reisen“), welche darauf hindeuten, dass der oder die BesitzerIn bereits in den USA war und womöglich auch mit dem dort gekauften Fahrzeug die Rückreise angetreten ist.

Die regionalökonomische Wirtschaft in den Herkunftsorten ist stark von den *remesas* aus den USA beeinflusst. Familien, die regelmässig Zugang zu Devisen haben, sind in der Regel auch von diesen abhängig. Die starke Dollarzirkulation hat in den letzten Jahren zu einem Anstieg des Preisniveaus geführt sowie zu einer Inflation, unter der die Teile der Bevölkerung am meisten zu leiden haben, denen keine Dollar zur Verfügung stehen. In Gesprächen vor Ort wurde deutlich, dass die Devisen langfristig keine optimale Lösung für die Ökonomie der Heimatregionen darstellen. Oft existieren keine zukunftssträchtigen Investitionsmöglichkeiten, das Geld wird stattdessen kurz- und mittelfristig ausgegeben.

Neben den wirtschaftlichen Auswirkungen dieser temporären Migration haben weitere Faktoren einen Einfluss auf die Herkunftsorte der MigrantInnen, die sich auf das Zusammenleben innerhalb der Familie einerseits und dem Kommunalleben andererseits auswirken. Dabei handelt es sich im Wesentlichen um Effekte, die eine Desintegration der Kernfamilie zur Folge haben. Es werden nicht nur Probleme zwischen Ehepartnern durch die Migration eines Elternteils generiert, sondern auch zwischen Eltern und deren Kindern.

RückkehrerInnen bringen neben ökonomischen Gütern auch neue Ideen, neue Denkmuster, Werte und Normen wieder mit nach Hause. Vor allem die ältere Generation in den Gemeinden beklagt den Einfluss, den die Rück-

kehrerInnen auf die Kultur, die Tradition, das Gemeinschaftsleben und die Religion haben. Der Anstieg der Kriminalität sowie des Drogenkonsums und -handels unter Jugendlichen wird auch dem Einfluss der temporären Reise in die USA zugeschrieben.

Die Effekte der Migration eines Familienmitgliedes auf den Haushalt prägen das tägliche Leben innerhalb der Familie. Der Vater gilt gemeinhin als das Familienoberhaupt im Haushalt und hat gerade in ländlichen, traditionsbewussten Gebieten eine „sakrale“ Rolle inne – auch wenn er über längere Zeit abwesend ist und die Ehefrau praktisch seine Position eingenommen hat. Er ist in der Regel derjenige, der allein für mehrere Jahre in die USA emigriert und dort arbeitet.

Das Beispiel der Gemeinde San Pedro de Soloma im Bezirk Huehuetenango zeigt, dass jeder zweite Haushalt ein oder mehrere Familienmitglieder in den USA hat. Von diesen Haushalten lebt die Hälfte ohne den Familienvater. Das heisst, dass die Ehefrau faktisch die Funktionen des Mannes - zusätzlich zu ihren eigenen - übernimmt. Sie muss nun Entscheidungen treffen und Verantwortung tragen, welche vorher ihrem Mann zufielen. Daraus ergeben sich Probleme, die vor dem Hintergrund einer Stereotypisierung der Gender-Rollen zu verstehen sind. Die Aufgabe der Frau ist es, die Integrität der Familie zu gewährleisten, die Finanzen zu koordinieren sowie Entscheidungen zu fällen, welche die Erziehung der Kinder oder den Besitz betreffen. Das Fehlen eines Familienmitgliedes erfordert zudem die Reorganisation der Funktionen in einer Weise, die eine Neudefinierung der Rollen innerhalb der Familie zur Folge hat.

Obwohl dies eine Gelegenheit sein könnte, sich durch die neuen Aufgaben und Verantwortung eine gewisse Unabhängigkeit oder Emanzipation zu verschaffen, zeigt das Beispiel von Soloma, dass dies nur selten der Fall ist. Die Doppel-Rolle der Frau erfordert viel Zeit und stellt eine grosse Belastung für sie dar. Neben den zusätzlichen Aufgaben darf die Frau selbstverständlich nicht die „Ehre“ ihrer Ehe riskieren, indem sie öffentlich mit einem anderen Mann spricht, es sei denn, es handelt sich um den Vater, den Bruder oder ein anderes Familienmitglied ihres Ehemannes. Der Familie des Gatten kann sogar die Aufgabe zukommen, sicher zu stellen, dass die Frau ihren Partner während seiner Abwesenheit nicht betrügt.

Bei der Erziehung von Kindern und Jugendlichen sehen sich die Ehefrauen von Männern, die sich in den USA aufhalten, zudem vor Autoritätsprobleme gestellt. Der Mann bzw. der Vater ist die Respektsperson in der Familie. Sein Fehlen verursacht Schwierigkeiten bei der Erziehung der Kinder, da die Mut-

ter bei den Kindern nicht die gleiche Autorität geniesst, obwohl sie sowohl die Rolle als auch die Aufgaben des Vaters übernimmt.

Auf der kommunalen Ebene gibt es einen Wandel in Bezug auf den Lebensstil und das Konsumverhalten. Dies betrifft Aspekte wie Ernährungsgewohnheiten, Bildung, Gesundheit, Kleidung, Freizeitverhalten, Sprache und v.a. die Erwartungen, Bestrebungen und Hoffnungen auf eine Verbesserung der Lebensqualität. Dies geht einher mit einem Wertewandel, der sich durch eine steigende Tendenz zu individualistischem Handeln charakterisieren lässt. Die Lebensperspektiven konzentrieren sich verstärkt auf persönliche Ziele oder Projekte und haben wenig Bezug zur indigenen Gemeinschaft und dem Kommunalleben. Dies steht im Kontrast zur Tradition, in der es gilt, sich Prestige und einen sozialen Aufstieg in der Gemeinschaft durch ehrenamtliche Tätigkeiten zu erarbeiten, wovon die Gemeinde wiederum profitiert.

In den Bereichen Bildung und Gesundheit kann allerdings eine Verbesserung im Vergleich zu den Orten ohne eine hohe Emigrationsrate festgestellt werden. Zudem können öffentliche Einrichtungen wie Schulen, Gesundheitszentren und Kirchen mit Spendengeldern von MigrantInnen aus *el norte* finanziert und unterhalten werden. Gestärkt werden diese Verbindungen durch zahlreiche kirchliche Partnerschaften.

Trotz des Wissens um die negativen Effekten innerhalb der Herkunftsorte ist die Tendenz zu emigrieren steigend, die Wahrnehmung der positiven Auswirkungen der Migration überwiegt. Die Fernsehbilder, die über Satellitenschüssel selbst in den abgelegensten Gegenden empfangen werden können, erwecken den Wunsch, einen Lebensstil wie die „gringos“ zu führen.

Es gibt jedoch inzwischen vor Ort Kooperativen und Nichtregierungsorganisationen, die gemeinsam mit der lokalen Bevölkerung Strategien für eine nachhaltige regionale Entwicklung erarbeiten. Dadurch wird den Kommunen die Möglichkeit gegeben, eine stabile und sich selbst tragende Wirtschaft aufzubauen und überregionale und vereinzelt sogar internationale Märkte für sich zu erschliessen. Es werden Bildungsinitiativen gefördert und Projekte verfolgt, welche die Stellung der Frau in der Gemeinschaft verbessern sollen. Diese Mikro- bzw. Mesoprojekte bieten den Menschen in den Herkunftsregionen eine Möglichkeit, ihre wirtschaftliche Lage auf lange Sicht zu verbessern und zu sichern und tragen dazu bei, dass die Emigration nicht mehr als die einzige Option eines ökonomischen Aufstiegs erscheint.

(Philipp Burtzlauff)

Transmigration in die USA

Die Situation von MigrantInnen an der mexikanisch-guatemalteken Grenze

Im Rahmen des *Plan Sur* verstärkt die mexikanische Regierung mit Hilfe der Vereinigten Staaten die Militarisierung und Abschottung der Südgrenze Mexikos. Eine Folge der repressiven Migrationspolitik ist der illegalisierte und unsichere Status von MigrantInnen. Mexikos Südgrenze trägt auch den Namen *la frontera olvidada* („die vergessene Grenze“), denn Menschenrechtsverletzungen an MigrantInnen finden in der Öffentlichkeit und Politik kaum Beachtung. Es sind hauptsächlich ZentralamerikanerInnen aus Guatemala, Honduras und El Salvador, die Mexiko durchqueren, um in den USA Arbeit zu suchen.

William sitzt in blauen Shorts und mit nacktem Oberkörper in einem Rollstuhl. In den Händen hält er eine alte Gitarre. Mit Gesangbüchern will er sich die Griffe beibringen. Hier in der Herberge in Tapachula, einer Grenzstadt im Süden Mexikos, ist das Gitarrespielen seine einzige Beschäftigung geworden. Vor einem halben Jahr beschloss der 18-jährige Salvadorianer, seine Heimat zu verlassen und *al norte* - "in den Norden", die USA - zu reisen. Er wollte seinen Vater kennen lernen, der in den USA lebt und seine Familie verlassen hatte, als William zwei Jahre alt war. William träumte davon, in den USA Englisch zu lernen, um eines Tages in El Salvador als Englischlehrer zu arbeiten. Sein Traum endete an der Südgrenze Mexikos in einem Alptraum, der ihm beide Beine kostete.

William ist einer von vielen ZentralamerikanerInnen, die ihre Heimat und Familien zurücklassen, um in die USA zu reisen und dort Arbeit zu suchen. In den letzten Jahren hat sich die Situation in den mittelamerikanischen Staaten Honduras, Guatemala, El Salvador und Nicaragua dramatisch verschlechtert. Durch Kriege zerstörte Lebensgrundlagen und grosse wirtschaftliche Not führen zu wachsender Armut. Besonders junge Menschen sehen keine anderen Zukunftsperspektiven als die Migration in die USA. Hohe Arbeitslosigkeit, ungerechte Landverteilung und geringe Absatzmärkte nehmen ihnen jede Hoffnung und Chance auf ein würdevolles Leben. Die meisten MigrantInnen planen, nur einige Jahre in den USA zu arbeiten und danach in ihre Heimat zurückzukehren. In den USA verdienen sie selbst als BilliglohnarbeiterInnen in einer Stunde mehr als in ihren Herkunftsländern an einem Tag. Gelingt ihnen die Reise in die USA, schicken viele regelmässig Geld an ihre Familien, die sogenannten *remesas*. Sie hoffen, nach ihrer Rückkehr aus den USA, mit dem angesparten Geld eine neue Lebensgrundlage in ihrer Heimat aufzubauen. Die meisten der MigrantInnen sind Männer. Allerdings stieg die Migration von Frauen und Minderjährigen in den letzten Jahren stark an. Viele Kinder machen sich allein auf den Weg zu ihren Eltern oder Verwandten in die USA.

Mexiko wird auf ihrer Reise nur als Transitland genutzt. Das gesamte mexikanische Staatsgebiet erweist sich aber als das gefährlichste Hindernis für MigrantInnen. Im Interesse der USA sollen die Migrationsströme gestoppt werden, bevor sie die us-amerikanische Südgrenze erreichen. Daher ist von Seiten der mexikanischen Regierung eine anwachsende Repression in der Migrationspolitik zu verzeichnen. So versuchen die USA mit Hilfe der mexikanischen Regierung ihre Abschiebungspolitik nach Süden zu verlagern. Allerdings handelt es sich dabei lediglich um eine Regulierung der EinwanderInnen, die den USA einen Kontrollmechanismus ermöglicht. Denn die Wirtschaft der USA ist in hohem Masse abhängig von den billigen Arbeitskräften zentral- und südamerikanischer MigrantInnen, die in der Landwirtschaft, Industrie und im Dienstleistungsbereich tätig sind. Aufgrund ihres illegalisierten Status sind sie gezwungen, ungeschützte und unterbezahlte Arbeitsverhältnisse einzugehen.

Seit Januar 2002 führt Mexiko mit finanzieller Hilfe der USA das Programm *La Repatriación Segura* („sichere Rückführung in die Heimatländer“) durch. Es sieht vor, MigrantInnen, die ohne Papiere im mexikanischen Staatsgebiet aufgegriffen werden, zurück an die Grenzen ihrer Heimatländer zu bringen. An allen wichtigen Verkehrsstrassen in Mexiko befinden sich Kontrollstationen, die von der nationalen Migrationsbehörde, dem *Instituto Nacional de Migración* (INM) geführt und von Militär und Polizei unterstützt werden. Im Jahr 2002 wurden mehr als 100'000 MigrantInnen im Rahmen dieses Programms aufgegriffen und abgeschoben.

Im Zuge der verstärkten Abschiebungspolitik sind im Durchschnitt etwa acht bis neun Versuche und immer längere Zeiten nötig, um es tatsächlich bis in die USA zu schaffen. Dadurch wächst auch die Zahl der MigrantInnen an, die sich auf mexikanischem Territorium bewegen.

Für die MigrantInnen gibt es nur wenige Möglichkeiten, die Kontrollen der Migrationsbehörden zu umgehen. Denn mit den üblichen Überlandbussen durch Mexiko zu fahren, ist für sie fast unmöglich. Lediglich durch hohe Bestechungsgelder können sie eine Abschiebung umgehen. Viele MigrantInnen verkaufen ihren Besitz, nehmen hohe Schulden auf oder leihen sich Geld von Verwandten, die bereits in den USA arbeiten. Dennoch fehlt den meisten die finanzielle Grundlage, um einen Schleuser, den so genannten *coyote* oder *pollero* zu bezahlen. Dieser organisiert gegen hohe Summen die Bestechungen und den Transport der Reise. Für eine Reise von Guatemala bis in die USA fordert ein *coyote* zwischen 2'000 und 5'000 US-\$. Häufig bieten die Schleuser jedoch keine Garantie und verschwinden auf der Reise oder sorgen dafür, dass die MigrantIn-

nen in die Hände des *INM* geraten.

Die meisten der Betroffenen können sich keinen Schlepper leisten. Ihnen bleibt nur die Reise auf dem Güterzug. Dies ist die billigste aber auch die gefährlichste Art, Richtung Norden zu fahren. Zwei- bis dreimal in der Woche passiert der Güterzug die Nordgrenze Guatemalas. Entlang der Gleise warten jedesmal ca. 300 bis 500 Personen, die auf die Waggons aufspringen und sich auf den Dächern festklammern. Er wird *el Tren de los muertos* („Todeszug“) genannt, denn wöchentlich sind Artikel in den lokalen Tageszeitungen zu finden, die von Unfällen berichten. MigrantInnen rutschen beim Aufspringen ab oder fallen während der Fahrt von den Waggondächern und geraten unter die Räder. Viele dieser Unfälle enden tödlich.

Auch William hat seine beiden Beine bei einem Unfall mit dem Güterzug verloren. Nach der Überquerung des Grenzflusses ist er mit dem Zug weitergereist. Als dieser in der Nähe eines Dorfes hielt, sprang William ab, um *torillas* und Wasser zu holen. Auf dem Rückweg musste er rennen, um den fahrenden Zug noch zu erreichen. William rutschte beim Aufspringen ab, und wurde unter die Räder des Zuges gezogen, die ihm beide Beine abschnitten. Die kleine Herberge in Tapachula, die aus der privaten Initiative der Tapachultekin Olga Sanchez entstand, erhält keine Finanzierung und ist auf Spendengelder angewiesen. Sie bietet Verletzten, wie William, Versorgung und eine Unterkunft. Nach den Unfällen und den schweren Verletzungen besteht für die jungen Menschen kaum noch eine Hoffnung, eine Arbeit zu finden.

Eine weitere Gefahr droht den MigrantInnen in Mexiko durch kriminelle Banden der *Maras Salvatruchas*. Diese sind bewaffnete Banden, die von ehemaligen Mitgliedern zentralamerikanischer Todesschwadronen gegründet wurden. Bekannt für ihre Brutalität, nutzen sie die Wehrlosigkeit von MigrantInnen aus und agieren auf Strecken, die von diesen genutzt werden, wie z.B. der Güterzug. In Gruppen springen sie auf und ziehen von vorne nach hinten über die Dächer der Waggons, um MigrantInnen auszurauben und Frauen zu vergewaltigen. Wer sich ihnen widersetzt oder kein Geld bei sich trägt, wird vom fahrenden Zug gestossen oder erschossen. Polizei und Regierung ignorieren diese Vorfälle weitgehend. Das skrupellose Agieren der *Maras Salvatruchas* bestätigt in der öffentlichen Meinung das Bild des „kriminellen Migranten“ und wird gerne als Rechtfertigungsgrund für eine strenge und repressive Migrationspolitik herangezogen.

Die mexikanische Regierung verweist in diesem Zusammenhang auf die staatliche Organisation *Beta Sur*, die zum Schutz von MigrantInnen gegründet wurde. Ihr Einsatzgebiet erstreckt sich über das gesamte Grenzge-

biet, und sie untersteht der nationalen Migrationsbehörde. Ein Vorfall, der sich Ende letzten Jahres ereignete, stellt die Effizienz und Glaubwürdigkeit dieser Gruppe jedoch in Frage. Im Dezember 2002 wurde in das Krankenhaus in Tapachula eine 18jährige Frau eingeliefert, die sich in einem schlechten psychischen und physischen Zustand befand. Sie hatte zwei Monate zuvor Honduras verlassen, um sich auf den Weg in die USA zu machen. Kurz hinter der Grenze in Mexiko wurde sie von zwei Mitarbeitern der *Grupo Beta*

Sur aufgegriffen. Diese hielten sie zwei Monate in einem Zimmer gefangen und setzten sie unter Drogen. Während dieser Zeit wurde sie immer wieder von mehreren Männern vergewaltigt. Die junge Frau konnte ihren Entführern schliesslich entkommen, weil es ihr gelang, die Tür aufzubrechen und zu fliehen.

Migration lässt sich nicht eindämmen, solange sich die Bedingungen in den Herkunftsländern nicht verbessern. Die Situation in Mexiko zeigt, dass auch verstärkte technische Mittel und erhöhte Repression die Mi-

grationsströme nicht stoppen. Der Beweis sind die MigrantInnen, die sich von demütigenden und lebensgefährlichen Erlebnisse nicht abbringen lassen und immer weiter versuchen in die Vereinigten Staaten zu gelangen, um dort zu arbeiten. Vielmehr fördert die Abschiebungspolitik Menschenhandel und kriminelle komplexe Strukturen, die von dem illegalisierten und unsicheren Status der MigrantInnen profitieren.

(Inga Rahmsdorf)

Migration in Zahlen

Eine im März 2003 veröffentlichte Studie der *Internationalen Organisation für Migration (IOM)* über das Migrationsverhalten der GuatemaltekenInnen präsentiert ein soziodemographisches Panorama, das frühere Erhebungen um einiges übersteigt, und das die starke Abhängigkeit der nationalen Wirtschaft von Geldsendungen (*remesas*) aus dem Ausland aufzeigt. Die IOM wurde 1951 als Gegenstück zum UNHCR, dem Hohen Flüchtlingskommissariat der Vereinten Nationen, gegründet. Aufgrund der Tatsache, dass es sich hierbei um ein privatwirtschaftliches Dienstleistungsunternehmen handelt, das inzwischen diversen Staaten ein sog. "Migrationsmanagement", also eine Migrations-Kontrolle nach rein ökonomischen Kriterien anbietet, sind die Angaben sicherlich mit Vorsicht zu geniessen.

Zwischen 1960 und 2002 sind 1,24 Mio. GuatemaltekenInnen ausgewandert: 95% gingen in die Vereinigten Staaten (ein Drittel davon wohnt in Los Angeles, Kalifornien), 2,1% nach Mexiko und 1,2% nach Kanada. 88% der in den USA lebenden GuatemaltekenInnen sind arbeitstätig. Insgesamt sind über 90% der MigrantInnen zwischen 15 und 44 Jahre alt, also eine Altersklasse mit einem ungeheuren Arbeitskräftepotential. 36% aller in Guatemala lebenden Familien haben Angehörige, die emigriert sind, sechs von zehn dieser Familien leben auf dem Land. 41,1% der MigrantInnen arbeiteten früher in Guatemala in der Landwirtschaft, was den Eindruck vermittelt, dass die guatemaltekischen Bauernfamilien mehr MigrantInnen „produzieren“ als andere Sektoren.

Die Mehrheit der MigrantInnen sind Männer (72,2%). Dies wird von Fachleuten darauf zurückgeführt, dass traditionell auch in Guatemala selber eher die Männer reisen, und die Gefahren für eine Frau, die allein unterwegs ist, als zu gross eingeschätzt werden. Aus den ländlichen und vorwiegend von Indígenas bewohnten Regionen sind bloss 16% der MigrantInnen Frauen, während es aus den urbanen Regionen 40% sind.

Die Studie bietet entgegen vorheriger Informationen neue Aspekte über MigrantInnen und ihre Familien an: Viele Personen, die ihr Glück im Norden versuchen, kommen nicht aus armen Familien und die meisten von ihnen haben einen gewissen Bildungsgrad. Tatsächlich können 86% der MigrantInnen lesen und schreiben, was über dem Durchschnitt der Zurückgebliebenen liegt (in Guatemala beträgt der Analphabetismus 30%, d.h. 70% können lesen und schreiben). Mehr als 7'000 guatemaltekische MigrantInnen haben einen Universitätsabschluss. Dies ist im Verhältnis zum Gesamt der MigrantInnen eine kleine Zahl, betrachtet man sie jedoch unter dem Blickwinkel „Guatemala bildet aus, andere Länder profitieren davon“ bedeutet es für Guatemala einen wichtigen Wissensverlust. Insgesamt sind rund 19'000 LehrerInnen und/oder Personen mit einem höheren Schulabschluss ausgewandert. Auf der anderen Seite trägt sicher die bessere Schulbildung dazu bei, dass die Leute in der Migration eine Verbesserung ihrer Lebenssituation sehen, da sie sich in anderen Ländern mehr Chancen auf berufliche Aus- und Weiterbildung erhoffen.

Die berufliche Realität für MigrantInnen in den Vereinigten Staaten sieht laut IOM-Studie folgendermassen aus: 27% der arbeitenden MigrantInnen sind HandwerkerInnen, 22% arbeiten im Bereich Service/Verkauf, ebenfalls 22% sind unqualifizierte Arbeitskräfte (worunter wohl auch die Hausangestellten fallen, die Red.) und 14% arbeiten in der Landwirtschaft.

Die Migrationsbewegung begann in Guatemala in den 70er Jahren, ausgelöst u.a. durch das Erdbeben 1976. In den 80er Jahren vervierfachte sich die Anzahl der MigrantInnen. Auswanderungsgründe waren die wirtschaftliche Situation und die politische Gewalt im Land. Ihren Höhepunkt erreichte die guatemaltekische Migration aber in den 90er Jahren. Zwischen 1995 und 2002 suchten über 90'000 GuatemaltekenInnen jährlich (250 pro Tag) ihr Glück im Norden, v.a. in den USA.

Zwei Drittel der MigrantInnen bezahlten einen „Koyoten“, der ihnen die Reise organisieren sollte. Pro Person verdienen die *Koyoten* im Durchschnitt 3'282 US-\$. Für das Jahr 2002 rechnet man, dass die *Koyoten* über 190 Mio. US-\$ am Migrationsgeschäft verdienen.

93,3% der migrierten GuatemaltekenInnen stehen in Kontakt zu ihren Familien im Heimatland. Kommunikationsmittel Nummer Eins ist das Telefon (88,4%), 8,4% schreiben regelmässig Briefe und nur 0,5% benutzen E-mail, um mit den Liebsten zu Hause zu kommunizieren. 80% der MigrantInnen schicken Geld nach Hause: 43,5% tun das monatlich, je 14% zwei- bzw. dreimonatlich und weitere 14% überweisen ein Mal jährlich Geld in die Heimat. Umgekehrt erhalten über 600'000 guatemaltekische Familien Geld aus dem Ausland, auf alle Haushalte verteilt gäbe das eine Summe zwischen 1'500 und 2'000 US-\$ pro Haushalt und Jahr. Im Jahr 2001 überwiesen die im Ausland lebenden GuatemaltekenInnen 1,179 Mio. US-\$ in bar, als Haushaltsgeräte oder Kleider. Im Jahr 2002 stieg dieser Betrag auf 1,217 Mio., was 5% des Bruttosozialproduktes ausmacht und mehr ist, als über den Verkauf von Kaffee, Zucker, Bananen und Kardamom eingenommen wurde.

Die Ergebnisse der Studie widersprechen der allgemeinen Annahme, dass die *remesas* in erster Linie für den Kauf von Konsumgütern ausgegeben werden. Nicht einmal die Hälfte (49%) wird dem Konsumrausch geopfert, sondern in die Deckung der Grundbedürfnisse (Erziehung, Gesundheit, Wohnung) investiert. Die Tatsache wiederum, dass bloss 1,6% der Gelder in den Aufbau eines eigenen Geschäfts oder Unternehmens fliessen, zeigt auf, wie wenig die *remesas* dazu beitragen, Bedingungen zu schaffen, die längerfristige Einnahmen für das Land bedeuten. Dies heisst, dass die makroökonomischen Auswirkungen der Migration nicht von Dauer sind und von den legalen und arbeitsmarkttechnischen Bedingungen in den Vereinigten Staaten abhängen.